

Der junge König

Es war Abend am Vorabend des für seine Krönung bestimmten Tages, und der junge König blieb allein in seinem prächtigen Gemach. Alle seine Höflinge hatten um Erlaubnis gebeten, sich zurückziehen zu dürfen, sich gemäß dem Etikett bis zur Erde verneigt und waren in den großen Saal des Palastes gegangen, um einige letzte Anweisungen vom Zeremonienmeister entgegenzunehmen.

Den sechzehnjährigen König betrückte ihr Fortgehen keineswegs. Mit einem Seufzer der Erleichterung warf er sich auf die weichen Kissen seines bestickten Bettes und lag dort mit unbewegtem Blick und weit geöffnetem Mund da, wie ein Waldtierchen, das eben von Jägern gefangen worden war.

Und tatsächlich waren es Jäger gewesen, die ihn gefunden hatten; sie waren zufällig auf ihn gestoßen, als er, halb nackt, mit einer Flöte in der Hand, hinter der Herde Ziegen eines armen Hirten herging, dessen Sohn er sich immer geglaubt hatte. Er war das Kind der einzigen Tochter des alten Königs, die Frucht ihrer geheimen Ehe mit einem Mann, der weit unter ihrem Stand stand – einem Fremden, der durch die magische Kraft seiner Laute die Prinzessin gezwungen hatte, ihn zu lieben; nach Angaben anderer war es ein Künstler aus Rimini gewesen, den die Prinzessin verehrte und der plötzlich verschwunden war, nachdem er ein Werk, an dem er im Dom gearbeitet hatte, unvollendet zurückgelassen hatte. Im Alter von nur acht Tagen wurde das Kind seiner Mutter entrissen, während sie schlief, und einem Bauern und seiner Frau zur Pflege übergeben, die keine Kinder hatten und in einem entlegenen Teil des Waldes lebten. Kummer, eine ansteckende Krankheit, wie der Hofarzt verkündete – oder, wie manche vermuteten, ein starkes italienisches Gift, das ihr in Wein gereicht worden war –, tötete die bleiche Prinzessin, die ihn geboren hatte, weniger als eine Stunde nach ihrem Erwachen; in demselben Augenblick, da der treue Bote, der das Kind auf dem Sattelbogen seines Pferdes fortgebracht hatte, von seinem müden Pferd sprang und an die grobe Tür des Hirten klopfte, wurde der Leib der Prinzessin auf den Grund einer Grube gesenkt, die auf einem verlassenen Friedhof fern von den Stadttoren ausgehoben worden war, in ein Grab, in dem bereits, wie man sagte, die Leiche des jungen Fremden lag, von unsagbarer Schönheit, mit Händen, die hinter dem Rücken mit einem Strick gebunden waren, und mit einer Brust, die von zahlreichen Wunden bedeckt war.

So wenigstens erzählte man sich flüsternd unter vier Augen. Gewiss jedoch war, dass der alte König auf seinem Sterbebett, durch Gewissensbisse gezwungen, sich seiner Schuld zu erinnern, oder einfach nicht wollend, dass das Königreich in

fremde Hände übergehe, befohlen hatte, den Knaben suchen zu lassen, und ihn in Gegenwart des Rates als seinen Erben anerkannte.

Und es schien, als habe der Knabe seit dem Augenblick dieser Anerkennung Anzeichen jenes seltsamen Hangs zur Schönheit gezeigt, der solch gewaltigen Einfluss auf sein ganzes Leben haben sollte. Diejenigen, die ihn durch die ihm zugewiesenen Gemächer begleiteten, berichteten oft von Ausrufen, die seinen Lippen entflohen, wenn er die schönen Kleider und kostbaren Juwelen sah, die für ihn bereitet worden waren, und von der fast wilden Freude, mit der er sein grobes Lederhemd und seinen schweren Mantel aus Schaffell abwarf. Manchmal freilich vermisste er das schöne, freie Leben im Wald, und es ärgerte ihn die langweilige höfische Zeremonie, die jeden Tag so viele Stunden in Anspruch nahm. Doch der wunderbare Palast – Freude war sein Name, dessen Herr er nun war – erschien ihm als eine neue Welt der Genüsse, die für ihn geschaffen waren, und sobald er sich nur aus dem Rat oder dem Audienzsaal losreißen konnte, eilte er die große Treppe hinab mit den vergoldeten bronzenen Löwen und den funkelnden Porphyrstufen und wanderte von Saal zu Saal, von Korridor zu Korridor, als versuche er, in der Betrachtung schöner Dinge ein Heilmittel für seine Sorgen, einen Trost für seine Genesung zu finden.

Auf diesen Reisen, wie er seine Spaziergänge durch den Palast nannte – indeed, es waren für ihn wahre Reisen in einem Wunderland –, begleiteten ihn manchmal schlanke Pagen mit hellem Haar, in wallenden Mänteln, mit fröhlich flatternden Bändern. Doch häufiger ging er allein, instinktiv gleichsam empfindend, durch eine Art Eingebung, dass die Geheimnisse der Kunst besser in Einsamkeit ergründet werden und dass Schönheit, ebenso wie Weisheit, in der Abgeschlossenheit tiefer betrachtet wird.

Über den Knaben erzählte man wunderbare Geschichten. Man sagte, ein dicker Bürgermeister, der sich angeschickt hatte, eine feierliche Adresse seiner Mitbürger zu überreichen, habe ihn kniend, in betender Haltung, vor einem großen Bild gefunden, das aus Venedig gesandt worden war. Ein anderes Mal war er viele Stunden verschwunden, und nach langer Suche fand man ihn in einem kleinen Zimmer der nördlichen Turmspitze des Palastes, wo er, wie in Ekstase, einen kostbaren griechischen Stein betrachtete, der Adonis darstellte. Man sah ihn, wie er die marmorne Stirn einer antiken Statue mit heißen Küssen überschüttete, die im Flussbett beim Bau einer Brücke ausgegraben worden war und, wie die Inschrift besagte, den bithynischen Sklaven Hadrians abbildete. Ganze Nächte verbrachte er damit, das Spiel des Mondlichts auf der silbernen Statue des Endymion zu beobachten.

Alle seltenen und kostbaren Dinge bezauberten ihn geradezu, und in seinem unbezwinglichen Verlangen, sie sich anzueignen, sandte er Boten in fremde Länder; bald, um Bernstein bei den rauhen Fischern des Nordmeeres zu kaufen; bald nach Ägypten, um jenes erstaunliche grüne Türkis zu finden, das sich nur in den Gräbern der Pharaonen findet und dem magische Eigenschaften zugeschrieben werden; bald nach Persien wegen Seide und Tongefäßen; bald nach Indien wegen Gaze, Elfenbein, Mondstein, jadener Armbänder, Sandelholz, blauer Emaille und feiner Wollschals.

Am meisten jedoch beschäftigte ihn das Gewand, das er am Tag seiner Krönung tragen sollte: die Purpurrobe, mit Gold gewebt, die Krone, besetzt mit Rubinen, und das Zepter, geschmückt mit Reihen von Perlen. Daran dachte er an diesem Abend, als er auf seinem prächtigen Bett lag und auf den dicken Kiefernseicht starrte, der im offenen Kamin glimmte. Entwürfe, geschaffen von den berühmtesten Künstlern jener Zeit, waren ihm bereits vor mehreren Monaten vorgelegt worden, und er hatte befohlen, Tag und Nacht zu arbeiten, um sie auszuführen: man musste die ganze Welt durchreisen, um Edelsteine zu finden, würdig, das Gewand zu schmücken. In Gedanken sah er sich vor dem Hauptaltar des Doms stehen in königlichem Prachtgewand: ein Lächeln entstand und erlosch auf seinen jungen Lippen und erhellte seine Augen, dunkel wie der Wald.

Nachdem er einige Minuten geträumt hatte, erhob er sich vom Bett und lehnte sich, auf die geschnitzte Haube des Kamins gestützt, um sich herumsehend. Die Dämmerung war bereits in den Saal eingedrungen. Die Wände waren mit reichen Teppichen bedeckt, die den Triumph der Schönheit darstellten. Ein riesiger Schrank mit Einlagen aus Achat und Lapislazuli nahm eine Ecke ein, und gegenüber dem Fenster stand ein kleiner Schränkchen mit lackierten Türen, bestreut mit Gold; darauf standen einige feine Becher aus venezianischem Glas und ein onyxener Kelch mit dunklen Adern. Bleiche Mohnblumen waren auf das leichte seidene Bettuch gestickt, als wären sie von einer vom Schlaf erschlafften Hand dorthin geworfen worden, und hohe, schlanke Säulchen aus Elfenbein trugen den Baldachin, über dessen Spitze sich dichte Busche weißer Straußenfedern erhoben, weiß wie Schaum. Eine alte Statue des Narziss aus grüner Bronze hielt über ihrem Haupt einen Spiegel. Auf dem Tisch stand ein niedriger ametistener Kelch. Durch das Fenster konnte man die riesige Kuppel des Doms sehen, die sich undeutlich wie eine gewaltige Kugel über den Häusern abzeichnete, die im Schatten verschwanden. Weit, weit entfernt sang in einem Obstgarten eine Nachtigall. Ein leichter Jasminduft drang durch das offene Fenster herein. Der Jüngling strich sich seine schwarzen Locken von der Stirn und nahm die Laute, um mit den Fingern über die Saiten zu gleiten. Seine Lider schlossen sich, wurden schwer, und eine ungewöhnliche Schwäche bemächtigte sich seiner. Niemals

zuvor hatte er so durchdringend, so verfeinert alle Zauber der Schönheit empfunden.

Als die Turmuhr Mitternacht schlug, läutete er, und die Pagen traten ein. Mit großer Zeremonie kleideten sie ihn aus, gossen ihm Rosenwasser über die Hände und bestreuten das Kissen mit Blumen. Fast unmittelbar nachdem sie das Zimmer verlassen hatten, fiel er in Schlaf.

Und er träumte einen Traum.

Ihm träumte, er befände sich in einem langen, niedrigen Dachboden, erfüllt vom Lärm und Geklapper zahlreicher Arbeiter. Schwaches Morgenlicht drang durch die vergitterten Fenster, und dabei waren die abgemagerten Gesichter der Weber sichtbar, die über ihre Arbeit gebeugt waren. Blasse, kränkliche Kinder saßen in der Hocke.

Wenn die Schiffchen über die Kette flogen, hoben die Kinder die schweren Querbalken, und wenn die Schiffchen stillstanden, senkten sie die Balken und sammelten die Fäden auf. Ihre Gesichter waren von den Qualen des Hungers ausgezehrt, und ihre schwachen Hände zitterten. Einige Frauen mit düsteren Augen saßen an einem Tisch und nähten. Ein schrecklicher Gestank durchdrang den ganzen Raum. Die Luft war schwer und ungesund; von den Wänden strömte Feuchtigkeit.

Der junge König trat auf einen der Weber zu, blieb stehen und begann ihn anzustarren.

Und der Weber hob seine von Bosheit erfüllten Augen zu ihm empor.

— Was starrst du mich an? Bist du ein Spion, den unser Herr geschickt hat, um uns auszuspionieren?

— Wer ist dein Herr? — fragte der junge König.

— Unser Herr, — erwiderte bitter der Weber: — ist ganz genauso ein Mensch wie ich. Nur ein Unterschied besteht zwischen uns: Er trägt feine Gewänder, während ich in Lumpen stecke; und außerdem bin ich geschwächt, weil es an Nahrung mangelt, während er hingegen krank ist, weil er zu viel isst.

— Alle sind frei in diesem Lande, — sagte der junge König: — und niemand kann dich zu seinem Sklaven machen.

— Im Krieg, — entgegnete der Weber: — unterwirft der Starke den Schwachen, und in einem friedlichen Lande der Reiche den Armen. Wir sind gezwungen zu

arbeiten, um zu leben, doch man gibt uns einen so jämmerlichen Lohn, dass wir sterben. Wir arbeiten den ganzen Tag für die Herren, während diese Gold in ihre Truhen häufen. Unsere Kinder welken dahin und sterben vor der Zeit, und die Gesichter derer, die wir lieben, werden rau und hässlich. Wir bauen Weintrauben an, doch ein anderer trinkt den Wein. Wir säen das Korn, doch unser Tisch bleibt leer. Wir tragen Ketten, obwohl kein Auge sie sieht; wir sind Sklaven, obwohl man uns freie Menschen nennt.

— Und ist es überall so?

— Ja, überall ist es so! — antwortete der Weber: — bei Jung und Alt, bei Frauen und Männern, bei kleinen Kindern und bei Greisen. Die Kaufleute bedrücken uns, und wir sind gezwungen, ihnen zu gehorchen. Niemand kümmert sich um unser Schicksal. Durch unsere sonnenlosen Gassen wandelt die Armut mit hungrigen Augen, und das Laster mit verzerrtem Antlitz folgt ihr auf dem Fuße. Das Unglück weckt uns am Morgen, und die Scham sitzt abends neben uns. Doch was geht dich all dies an? Du gehörst nicht zu uns, du scheinst sehr glücklich zu sein.

Und ärgerlich wandte er sich von ihm ab und warf das Webschiffchen quer über den Kettfaden; der junge König bemerkte, dass sie mit goldenen Fäden webten.

Ein schrecklicher Entsetzen ergriff ihn, und er fragte den Weber:

— Was arbeitet ihr da?

— Den Purpur für die Krönung des jungen Königs! — antwortete der Weber. — Doch warum interessiert dich das?

Der junge König schrie auf und ... erwachte in seinem Zimmer; durch das Fenster sah man den bleichen Mond, der über den dunklen Himmel zog.

Der König schlief wieder ein und hatte einen neuen Traum.

Es dünkte ihm, er läge auf dem Deck einer gewaltigen Galeere, auf der hunderte von Sklaven die Ruder bewegten. Auf einem Teppich lag neben ihm der Herr des Schiffes. Er war schwarz wie Ebenholz, und sein Haupt war mit einem leuchtend roten seidenen Turban umwunden. Große silberne Ringe steckten in seinen fleischigen Ohren, und in den Händen hielt er eine Waage.

Keine Kleidung trugen die Sklaven außer den Lumpen, die als Schurz dienten, und jeder von ihnen war an seinen Nachbarn gekettet. Die brennende Sonne brannte auf sie herab; Neger gingen zwischen ihnen umher und peitschten sie mit Riemenpeitschen. Sie streckten ihre mageren Arme aus und stemmten sich gegen

die schweren Ruder, die in die Wellen schnitten. Gischt spritzte über die Ruder empor.

Endlich erreichten sie eine kleine Bucht und begannen, die Wassertiefe zu messen. Ein leichter Windstoß kam vom Lande herüber und bedeckte sowohl das Deck als auch das breite Segel mit feinem rotem Staub. Drei Araber sprangen ans Ufer und schleuderten ihre Speere in Richtung des Schiffes. Der Herr der Galeere nahm einen bemalten Bogen und durchschoss mit einem Pfeil die Kehle eines der Araber. Schwer stürzte dieser in die Brandungswellen, während seine Gefährten davonritten. Eine Frau in gelbem Schleier folgte ihnen langsam auf einem Kamel nach und wandte sich gelegentlich zu der Leiche um.

Kaum hatten sie den Anker geworfen und die Segel eingeholt, als die Neger in den Laderaum hinabstiegen und eine lange Strickleiter mit einem angebundene Bleigewicht herausbrachten. Der Herr der Galeere warf sie über Bord und befestigte die Enden an zwei eisernen Stützen. Dann nahmen die Neger den jüngsten Sklaven, legten ihm die Ketten ab: sorgfältig stopften sie ihm Nase und Ohren mit Wachs zu und banden ihm einen schweren Stein an den Gürtel. Mühsam stieg er die Strickleiter hinab und verschwand im Meer. Das Wasser kräuselte sich leicht an der Stelle, wo er getaucht war. Einige Sklaven schauten neugierig über die Reling. Am Bug der Galeere schlug ein Neger eintönig auf eine Trommel, um Haie fernzuhalten.

Nach einiger Zeit tauchte der junge Sklave wieder aus dem Wasser auf und kletterte, völlig außer Atem, die Leiter hinauf, wobei er in der rechten Hand eine Perle hielt. Die Neger packten die Perle und schickten den Sklaven erneut ins Wasser. Die übrigen Sklaven dösten schwer über ihren Rudern. Immer wieder stieg der Taucher empor und brachte jedes Mal eine schöne Perle mit. Der Herr der Galeere wog sie und legte sie in einen Beutel aus grünem Leder.

Der junge König wollte sprechen, doch seine Zunge schien am Gaumen festgeklebt, und seine Lippen weigerten sich, sich zu bewegen. Die Neger schwatzten und stritten untereinander über irgendeine Halskette aus glänzenden Perlen. Zwei Vögel kreisten über der Galeere.

Schließlich stieg der Taucher zum letzten Mal auf, und die Perle, die er brachte, war schöner als alle anderen Perlen, denn sie war rund wie der Vollmond und leuchtete stärker als der Morgenstern. Doch das Gesicht des Tauchers war furchtbar bleich, und als er auf das Deck stürzte, quoll Blut aus seiner Nase und seinen Ohren. Er zuckte einmal, zweimal — und hauchte seinen Geist aus. Die Neger hoben ihn an den Schultern hoch und warfen den Leichnam über Bord.

Der Herr der Galeere lachte und trat heran, um die Perle zu nehmen. Nachdem er sie betrachtet hatte, drückte er sie an seine Stirn und verneigte sich. — „Diese wird für das Zepter des jungen Königs verwendet!“

Der junge König schrie auf und ... erwachte. Durch das Fenster konnte man sehen, wie graue, raubgierige Finger der Morgendämmerung die verwelkten Sterne vom Himmel rissen.

Und er schlief erneut ein und träumte wiederum.

Er sah sich in dem Halbdunkel eines Waldes mit seltsamen Früchten und scharlachroten giftigen Blumen. Schlangen zischten ihn an, und Papageien, deren Federhauben funkelten, flogen kreischend von Ast zu Ast. Eine riesige Schildkröte schlief im glühenden Sand. Scharen von Affen und Pfauen hockten in den Bäumen.

Er ging immer weiter und gelangte bald an den Waldrand. Und dort sah er eine unzählige Menge von Menschen, die im Bett eines ausgetrockneten Flusses arbeiteten. Sie kletterten wie Ameisen auf die Felsen, gruben tiefe Brunnen in die Erde und stiegen hinab. Die einen zerschlugen die Felsen mit schweren Hämmern, die anderen durchwühlten den Sand. Sie rissen die Wurzeln von Kakteen aus und zertrampelten blutrote Blumen. Es war eine ununterbrochene Arbeit, und niemand blieb auch nur eine Minute müßig.

Der Tod und die Gier blickten aus einer düsteren Höhle auf sie herab, und der Tod sprach:

— Ich bin müde. Gib mir ein Drittel dieser Menschen, damit ich von hier fortgehen kann.

Doch die Gier schüttelte den Kopf.

— Sie sind meine Diener! — antwortete sie.

Und der Tod sagte zu ihr:

— Was hast du in deiner Hand?

— Drei Körner Getreide. Warum interessiert dich das?

— Gib mir eines, — bat der Tod: — damit ich es in meinem Garten säen kann, nur eines! Und dann werde ich von hier gehen.

— Nichts werde ich dir geben! — erwiderte die Gier und verbarg ihre Hand in den Falten ihres Gewandes.

Da lachte der Tod laut auf, nahm einen Kelch und tauchte ihn in das Wasser des Sumpfes, und aus dem Kelch stieg das Fieber hervor. Es schritt durch die Menge, und ein Drittel der Menschen fiel tot nieder. Ein kalter Nebel folgte ihm, und Wasserschlängen krochen über seine Spuren.

Und als die Gier sah, dass ein Drittel der Menschen gestorben war, schlug sie sich an die Brust und weinte; sie schlug sich an ihre unfruchtbare Brust und schrie:

— Du hast ein Drittel meiner Diener vernichtet. Geh dorthin! In den Bergen Tartariens wütet der Krieg, und die Befehlshaber zweier Heere rufen dich. Die Afghanen haben einen schwarzen Stier geschlachtet und bereiten sich zur Schlacht vor. Sie klirren mit ihren Speeren gegen ihre Schilde und haben eiserne Helme aufgesetzt. Was hält dich in meinen Besitzungen? Geh dorthin, sage ich dir, und kehre nie mehr hierher zurück.

— Nein, — widersprach der Tod: — solange du mir nicht ein einziges Roggenkorn gibst, werde ich nicht gehen!

Doch die Gier ballte fest ihre Faust und antwortete mit zusammengebißenen Zähnen:

— Nichts wirst du erhalten!

Da lachte der Tod erneut, nahm einen schwarzen Stein und warf ihn in den Wald. Aus dem Dickicht giftiger Pflanzen trat das hitzige Fieber in flammenden Gewändern hervor. Es schritt unter die Menschen, und alle, die es berührte, starben. Das Gras welkte unter seinen Füßen, während es voranschritt.

Und die Gier erzitterte und bestreute ihr Haupt mit Asche.

— Du bist grausam, du bist grausam! Hunger herrscht in den Dörfern Indiens, und die Wasserbecken Samarkands sind vertrocknet. Hunger herrscht in den Dörfern Ägyptens, und Heuschrecken sind aus der Wüste eingefallen. Der Nil ist nicht über die Ufer getreten, und die Priester verfluchen Isis und Osiris. Geh zu denen, die deiner bedürfen, und lass mir meine Diener!

— Nein, — antwortete der Tod: — solange du mir nicht ein einziges Roggenkorn gibst, werde ich nicht von hier gehen.

— Ich gebe dir nichts! — sagte die Gier.

Und wieder lachte der Tod laut auf. Er pfiß durch die Finger, und eine durch die Luft fliegende Frau sank herab. Auf ihrer Stirn stand geschrieben: „Ich bin die Pest“. Scharen magerer Geier schwirrten um sie herum. Sie breitete ihre Flügel über das Tal, und es blieb kein einziger lebender Mensch mehr übrig.

Und die Gier floh mit durchdringenden Schreien in den Wald, während der Tod auf sein rotes Pferd sprang und davonjagte

schneller als der Wind.

Und aus dem Schlamm, am Ende des Tales, krochen Drachen und schreckliche schuppige Ungeheuer hervor; Schakale streiften durch den Sand, hoben ihre Schnauzen empor und witterten im Wind.

Und der junge König weinte und sprach:

— Wer waren diese Menschen, und was suchten sie?

— Sie suchten Rubine für die Krone des Königs! — antwortete jemand hinter ihm.

Und der junge König erschrak, wandte sich um und sah einen Mann in der Kleidung eines Wanderers, der einen Spiegel in der Hand hielt.

Und er wurde bleich und fragte:

— Welches Königs?

Und der Wanderer antwortete:

— Schaue in diesen Spiegel, und du wirst es sehen.

Er blickte in den Spiegel und, als er sein eigenes Angesicht erblickte, schrie er laut auf. Als er erwachte, flutete blendendes Sonnenlicht das Zimmer, und im Garten sangen die Vöglein.

Zu dieser Zeit traten der Kastellan und die hohen Würdenträger des Hofes beim König ein, und Pagen trugen ihm eine purpurne, goldgewebte Robe. Und er sprach zu den Edlen:

— Tragt all diese Dinge fort, denn ich werde sie nicht anlegen.

Die Höflinge waren bestürzt; einige begannen zu lachen, da sie dachten, dies sei ein Scherz.

Doch er wandte sich erneut streng an sie und sprach:

— Tragt alles dies hinweg, entfernt es aus meinen Augen! Denn obwohl dies der Tag meiner Krönung ist, werde ich sie nicht anlegen. Weil diese Purpurrobe am Webstuhl der Trauer gewebt ward und von den bleichen Händen des Leidens. Blut ist im Herzen der Rubine und Tod im Herzen der Perle.

Und er erzählte ihnen seine drei Träume.

Und als sie dies gehört hatten, begannen die Höflinge, sich gegenseitig anzusehen und leise miteinander zu sprechen: „Er muss wahnsinnig geworden sein, denn ein Traum ist nur ein Traum, eine Vision ist nichts anderes als eine Vision. Dies ist keine Wirklichkeit, der man Beachtung schenken sollte. Was geht uns das Leben jener an, die für uns arbeiten? Trinken wir nicht Wein, ohne mit dem Winzer gesprochen zu haben? Essen wir nicht Brot, ohne den Sämann gesehen zu haben?“

Und der Kastellan wandte sich an den König und sprach zu ihm:

— Ich bitte Eure Majestät inständig, düstere Gedanken zu verbanne, diese herrliche Purpurrobe anzulegen und diese Krone auf Euer Haupt zu setzen. Wie soll das Volk erkennen, dass Ihr König seid, wenn nicht die Zeichen Eures Amtes an Euch sind?

Der junge König sah ihn an.

— Wird man mich denn nicht als König anerkennen, wenn diese Zeichen mir fehlen? — fragte er.

— Das Volk wird Euch nicht anerkennen, Eure Majestät! — antwortete der Kastellan.

— Ich dachte, dass sich die königliche Würde im Menschen selbst ausdrückt — erwiderte der König —, doch sehr wohl mag es sein, dass Ihr recht habt; dennoch will ich dieses Gewand nicht tragen, diese Krone will ich nicht auf mein Haupt setzen. Ich will aus dem Palast so hinausgehen, wie ich hineingekommen bin.

Und er entließ die Höflinge von sich und behielt nur einen jungen Pagen zurück, der ein Jahr jünger war als er und einst sein Gefährte gewesen war. Nachdem er sich mit frischem Wasser gewaschen hatte, öffnete er eine große bemalte Truhe und nahm daraus ein ledernes Hemd und einen groben Mantel aus Schaffell hervor, die er getragen hatte, als er auf dem Hügel eine Herde Ziegen hütete. Diese legte er an und nahm einen dicken Hirtenstab in die Hand.

Und der kleine Page öffnete verwundert seine großen blauen Augen und sagte lächelnd zu ihm:

— Eure Majestät, nun fehlt Euch nur noch Purpur und Zepter. Wo aber ist die Krone?

Und der junge König brach einen Zweig wilder Rosen ab, der über den Balkon rankte, bog ihn und flocht daraus einen kleinen Kranz, den er sich aufs Haupt setzte.

— Dies soll meine Krone sein! — sprach er.

In diesem Aufzug schritt er aus dem Gemach in die große Halle, wo die Höflinge seiner warteten.

Und die Höflinge traten an ihn heran, und einige von ihnen sprachen:

— Eure Majestät, das Volk erwartet, einen König zu sehen, und wird einen Bettler erblicken.

Andere empörten sich und sagten:

— Er schändet den Hof! Er ist unwürdig, unser Herrscher zu sein!

Doch er, ohne ihnen ein Wort zu erwidern, setzte seinen Weg fort, stieg die glänzende porphyrne Treppe hinab, schritt durch die bronzenen Tore und schwang sich, nachdem er sein Pferd bestiegen hatte, auf den Weg zur Kathedrale; der kleine Page lief neben ihm her.

Und das Volk lachte und rief:

— Das ist des Königs Narr, seht nur auf dem Pferde dort! — und überschüttete ihn mit Spott.

Und er hielt sein Ross an und sprach:

— Nein! Ich selbst bin der König!

Und er erzählte seine drei Träume.

Ein Mann trat aus der Menge hervor und sprach, voller Bitterkeit, zu ihm:

— Weiß Eure Majestät denn nicht, dass der Luxus der Reichen das Leben der Armen ist? Der königliche Glanz hindert uns daran, zu sterben. Eure Laster geben uns Brot. Schwer ist es, für einen strengen Herrn zu arbeiten, doch noch schwerer ist es, keinen Herrn zu haben, für den man arbeiten könnte. Glaubt Eure Majestät etwa, dass Kronen uns Nahrung bringen werden? Übrigens, lohnt es sich überhaupt, Euch darum zu kümmern? Würdet Ihr zum Käufer sagen: „Kaufe zu solchem Preis"? Und zum Verkäufer: „Verkaufe zu solchem Preis"? Ich denke, Ihr würdet es nicht tun! Kehrt lieber in den Palast zurück, legt Eure Purpurrobe und Euer prächtiges Gewand an! Was könnt Ihr schon gegen uns und unser Leiden ausrichten?

— Sind denn Reiche und Arme nicht Brüder? — fragte der junge König.

— O ja, Brüder — antwortete der Mann —, und der Name des Reichen ist Kain.

Die Augen des jungen Königs füllten sich mit Tränen, und er setzte seinen Weg mitten durch das Murren der Menge fort; der junge Page, von Furcht überwältigt, verließ ihn.

Und als er vor den Haupttoren der Kathedrale ankam, kreuzten die Soldaten ihre Hellebarden und sprachen:

— Was willst du hier? Niemand außer dem König darf durch diese Tore eintreten!

Und sein Gesicht erglühte vor Zorn, und er sprach zu ihnen:

— Ich bin der König! — stieß die Hellebarden beiseite und schritt hindurch.

Und als der alte Bischof ihn in der Hirtenkleidung erblickte, erhob er sich, von Staunen erfasst, von seinem Platz und tat einige Schritte ihm entgegen, indem er sprach:

— Mein Sohn, ist dies das Erscheinungsbild eines Königs? Mit welcher Krone soll ich dich krönen? Welches Zepter soll ich in deine Hand legen? Heute ist der Tag deiner Freude, nicht der Tag der Erniedrigung!

— Wird denn die Freude das hervorbringen, was die Trauer offenbart? — sagte der junge König.

Und er erzählte dem Bischof seine drei Träume.

Und als der Bischof ihn angehört hatte, runzelte er die Stirn und sprach:

— Mein Sohn, ich bin ein alter Mann, bereits am Abend meines Lebens, und ich weiß, dass viel Böses auf der weißen Welt geschieht. Wilde Räuber stürmen von den Bergen herab und rauben kleine Kinder, um sie an die Mauren zu verkaufen. Löwe lauern in den Wüstensanden, um Karawanen aufzulauern und mit einem Sprung auf das Kamel zu fallen. Wildschweine verwüsten die Felder in den Tälern, und Füchse fressen die Trauben auf den Hügeln. Seeräuber säen Schrecken entlang der ganzen Küste, verbrennen die Boote der Fischer und rauben ihre Netze. In den Salzsümpfen hausen Aussätzige. Ihre Behausungen sind aus Rohr geflochten, und niemand kann sich ihnen nähern. Bettler ziehen durch die Städte und essen gemeinsam mit den Hunden. Kannst du bewirken, dass nichts davon geschieht? Willst du den Aussätzigen neben dich auf dein Lager legen? Den Bettler an deinen Tisch setzen? Wird sich der Löwe vor dir demütigen, und wird das Wildschwein deinem Befehl gehorchen? Ist der Allerhöchste, der das Unglück erschuf, nicht weiser als du? Darum bitte ich dich, kehre in deinen Palast zurück, nimm eine freudige Miene an und kleide dich in ein Gewand, das einem König geziemt. Dann werde ich dich mit einer goldenen Krone krönen und das mit Perlen

geschmückte Zepter in deine Hand legen. Was aber deine Träume betrifft, vergiss sie! Die Last dieser Welt ist zu groß für einen einzelnen Menschen; das Leid der Menschheit ist zu schwer für ein einziges Herz!

— Und du sprichst dies im Tempel! — rief der junge König aus und schritt vorwärts, am Bischof vorbei, bestieg die Stufen des Altars und blieb stehen vor dem Bildnis Christi, wobei er in seinen Händen Gefäße mit Wein und Myrrhe hielt. Er kniete nieder vor dem Bildnis Christi. Die Flamme der hohen Leuchter funkelte auf den mit Edelsteinen besetzten Fassungen der Reliquien, und der Rauch des Weihrauchs stieg in dünnen blauen Spiralen zu den Gewölben empor. Er neigte das Haupt, gleichsam zum Gebet, und die Priester in ihren schweren Gewändern verließen nacheinander den Altar.

Und plötzlich erhob sich hinter den Mauern des Tempels, auf der Straße, ein heftiges Getümmel, und die Edlen traten ein, mit gezückten Schwertern, mit wehenden Federbuschen, mit Schilden aus poliertem Stahl.

— Wo ist dieser Deuter der Träume? — schrien sie —, wo ist dieser König, der sich als Bettler verkleidet hat? Wo ist dieser junge Narr, der den Hof schändet? Wir wollen mit ihm abrechnen, denn er ist unwürdig, über uns zu herrschen!

Und der junge König neigte erneut das Haupt und fuhr fort zu beten, und als er das Gebet beendet hatte, erhob er sich, wandte sich um und blickte sie mit traurigem Blick an.

Und siehe, durch die vielfarbigen Gläser der Fenster strahlten die Sonnenstrahlen auf ihn herab und webten ihm eine Purpurrobe, schöner als jene, die für die Krönung angefertigt worden war. Und auf seinem Stabe blühten Lilien auf, weißer als Perlen; auf seinem Haupt lebte der verdorrte Zweig wieder auf mit Rosen, röter als Rubine! Weißer als die kostbarsten Perlen waren die Lilien, und ihre Stängel waren aus glänzendem Silber. Röter als die schönsten Rubine waren die Rosen, und ihre Blätter – aus geschmiedetem Gold.

Er stand dort im Gewande eines Königs, und die Türchen der Reliquienschreine öffneten sich, und der Kristall

Die Kelche mit den heiligen Gaben erstrahlten in einem wunderbaren, geheimnisvollen Licht. Er stand dort in königlichem Gewand, und die Herrlichkeit des Herrn erfüllte den Tempel, und die Heiligen in ihren Nischen schienen zum Leben zu erwachen. In prächtigem königlichem Gewand stand er da, und laute Klänge der Orgel erschollen, und Trompeten erklangen, und die Kinder des Chores sangen.

Und das Volk fiel auf die Knie, von Furcht ergriffen: die Würdenträger steckten ihre Degen in die Scheiden und erwiesen dem König Ehre; der Bischof erbleichte, und seine Hände zitterten.

— Ein Mächtigerer als ich hat dir die Krone gegeben! — rief er aus und fiel vor ihm auf die Knie.

Und der junge König stieg die Stufen des Altars hinab und schritt mitten durch das Volk zum Palast. Doch niemand aus dieser Menge wagte es, sein Antlitz anzublicken, denn es war das Angesicht eines Engels.